

Gerda Schlembach – Neurotop

Garten des Denkens. Alles fließt

„Das Bild liegt, mit seinen zwei oder drei geheimnisvollen Gegenständen, wie die Apokalypse da, [] und [] so ist es, wenn man es betrachtet, als ob einem die Augenlider weggeschnitten wären.“

(Heinrich von Kleist, Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft)

Um 1750 ließ Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth am Fuß der Burgruine Zwernitz einen szenischen Felsengarten anlegen. Die einzelnen Partien, die man wandelnd erschloß, waren einer Erzählung des französischen Prinzenziehers Fénelon nachempfunden:

Die seltsamen Begebenheiten des Telemach. Dieser Telemach, ein Sohn des sagenhaften Touristen Odyssee, hatte sich wie sein Vater auf eine abenteuerliche Reise begeben müssen.

Odyssee und Telemachie, jene Geschichten vom suchenden Unterwegssein gelten bis heute als Metaphern für das Leben schlechthin, für das Heranwachsen und die intellektuelle Entwicklung. Vorstellungsbilder einer Fortbewegung durch imaginierte Räume und Orte, (Topoi) bestimmten

jahrhundertlang die Ars Memorativa (Gedächtniskunst), jene wichtigste Lernhilfe abendländischer Pädagogik. Dabei ging es nicht nur darum, Sachverhalte leichter zu erinnern, indem man sie z.B. den Zimmern eines fiktiven Hauses oder den Stationen einer Reiseroute zuordnete, sondern das Gehirn selbst wurde als ein architektonisches System von Kammern und Zellen eingebildet.

Zeitgenössische Begriffe wie Mindmapping oder Kognitive Karten lassen erkennen, dass sich auch die neuere Neurowissenschaft auf die literarische Wurzel des Reiseberichts bezieht.

Gerda Schlembach formuliert im Neurotop ihrerseits verschiedene Bilder von Prozessen des Denkens und Vorstellens. Auf den Sitz des Denk- und Weltbildapparats, den Schädel, spielen die Skulls an. Nicht von ungefähr fanden Kostümgeschichte und Anatomie im Begriff der „Kalotte“ einen gemeinsamen Namen: als Bezeichnung für eine netzartige Haube bzw. das Scheitelkäppchen der Geistlichen und als Bezeichnung für das knöcherne Dach des Schädels.

Wie Schlembachs Skulls mit ihren Silikonverdichtungen besteht die Schädelkalotte aus einzelnen Platten, die durch Suturen, bindegewebartige Nahtstellen, zusammengefügt sind.

Rhizomartige Ornamente aus Glassplittern, die die Künstlerin ausstreut, erinnern zunächst an landschaftliche Formationen und assoziieren sodann neuronale Strukturen, visualisieren Netzbildungen zwischen Chaos und Ordnung. Erzähltheorien zufolge bringt vollständige Ordnung keine Handlung hervor, da Neues nur durch Abweichung und Regelbruch entstehen kann.

Entsprechend würde ein allzu gleichförmiger Rhythmus der Hirnfunktionen zum Schwachsinn des Hirnnutzers führen. Erst das Unregelmäßige und Fragmentarische eröffnet der Einbildungskraft buchstäblich reizvolle Gestaltungsräume. Den Stilfiguren des Fragments und des Palimpsests zollen die To-Do's der Künstlerin, magisch-mysteriöse Merkhilfen aus Silikon, ihre Referenz.

Die überlagerten Lineaturen der Nachzeichnungen von Gemälden der klassischen Moderne lassen offenbar werden, wie das Gedächtnis durch Reduktion versucht, Komplexität des Weltbestands zu verringern.

Die ästhetische Theorie des „Sublimen“ hatte – ebenfalls um 1750 – die Anziehungskraft von Ruinen, schroffen Abgründen und unübersehbaren Ozeanen artikuliert. Nicht von ungefähr beschwört daher Gerda Schlembachs Video G.I.a.s. die „erhabenen“ Gletscherbilder der Schweizer Landschaftsmalerei um 1800 und Gemälde von Vulkan-Eruptionen eines Hubert Robert. Eine weitere Gestaltanalogie besteht zu den Meeren aus stürmenden Wogen oder geborstenem Eis, die Caspar David Friedrichs ins Bild stellte und die Heinrich von Kleist zu seiner eingangs zitierten Bemerkung veranlaßten.

„Sanspareil (Ohne Gleichen)!“ soll Markgräfin Wilhelmine ausgerufen haben, als sie ihre Schöpfung vom hohen Turm der Burgruine schaute. Ähnlich überwältigt könnten Betrachter der Bodenarbeit von Gerda Schlembach den Blick von oben erleben: der Blick auf die wabernden und schlingernden Netzwerke aus schillerndem Glasbruch wird zum Blick in die Tiefen des Bewußtseins.

Anna Zika